

ZUR ÜBERTRAGUNG IN DER PSYCHOSE

CRISTINA C. BURCKAS

„Die Fragen, welche die Psychose aufwirft, sind Fragen, die den Menschen in seinem Kern betreffen, denn sie konfrontieren ihn mit dem Unbegreiflichen.“

Mit diesen Worten begann ich einmal die Ankündigung eines meiner Seminare, welches den Titel: „Zur Einführung in das Thema der Psychose“ trug. Ich erhielt daraufhin einen wütenden Brief von einem psychiatrischen Kollegen, der sich über meine Unwissenheit empörte und mir versicherte, seinerseits keine Fragen in Bezug auf die Psychose zu haben. Er verfüge da über eine langjährige Erfahrung und wisse sehr genau, was eine Psychose sei.

Sicher, dieser Kollege schien den theoretischen Hintergrund, der unseren therapeutischen Interventionen zugrunde liegt, mit der Erfahrung zu verwechseln, die einem nicht erspart bleibt, wenn es um die Praxis geht. Die Wut, die meine Worte bei ihm auslösten, könnte aber darüber hinaus noch einen anderen Auslöser gehabt haben. Scheint es doch so zu sein, dass die Psychose nicht nur Fragen in uns aufwirft, sondern dass die analytische Arbeit mit Psychotikern auch den Analytiker als solchen in Frage stellt, indem sie ihn mit den Rändern seiner eigenen Struktur konfrontiert, jenseits derer nur noch Schweigen herrscht. Gleichzeitig aber scheint es gerade dieser Aspekt zu sein, der eine wichtige Rolle in der Übertragung von Psychosen spielt.

Anders als Freud angenommen hatte, geht man heute eher davon aus, dass auch bei Psychosen Übertragung entstehen kann. Die Frage ist nur, ob sie auf dem gleichen Wege zustande kommt wie bei den Neurosen. Je nachdem, wie die Antwort auf diese Frage ausfällt, wird auch die Übertragung in der Kur im Fall einer Psychose gehandhabt werden. Dem soll im Folgenden nachgegangen werden.

Dass die Übertragung zu den Grundbegriffen der Psychoanalyse gehört, ist heute wohl nichts Neues mehr. Aber was ist es eigentlich, was

die Übertragung so wichtig für die Psychoanalyse macht? Um dieser scheinbar so einfachen Frage nachzugehen, müssen wir weiter ausholen, hat es letztendlich doch damit zu tun, dass der Mensch ein Sprachwesen ist. So ist die Welt des Menschen nicht die der Natur, sondern eine Sprachwelt. Wenn wir auf die Welt kommen, werden wir in diese Sprachwelt hineingeboren. Das heißt jedoch nicht, dass ein Kind schon von Anfang an spricht. Damit es zu seinen eigenen Worten finden kann, muss es erst noch einige Erfahrungen machen. Die Sprache ist zunächst auf der Seite des anderen. Schon vor der Geburt wird das Kind von anderen gesprochen. Es ist in den Worten derer, die ihm vorausgehen, vor allem in denen der Eltern. Stellen wir uns z.B. eine Mutter vor, die sich über die Wiege ihres Kindes beugt. Das Kind wird ihre Worte erst einmal wie die Musik einer fremden Sprache wahrnehmen. Da ist die Stimme, da ist der Mund, der die Worte moduliert, die aus ihm kommen, da sind die Augen, die es in Erwartung einer Antwort anblicken. Aus dem, was hier als Ganzes wahrgenommen wird, werden sich bestimmte Phoneme lösen, die das Kind in sich aufnehmen wird im Sinne einer Bejahung, die eine erste Symbolisierung einführt und die, wie Lacan sagt, „[...] nichts anderes ist als eine Vorbedingung dafür, daß sich vom Realen etwas der Enthüllung des Seins darbiete [...]“.¹ Das Kind wird diese Phoneme wiederholen, mit ihnen spielen und versuchen, sie sich zu eigen zu machen, es wird sie verwandeln oder neu erfinden. Ob diese Worte vom Kind aufgenommen werden oder nicht, hängt jedoch ganz vom Ton der Stimme ab, die sie vermittelt. Serge Leclaire² weist z.B. darauf hin, dass nur, wenn die Worte von der Polyphonie des Sinns getragen werden, die ihnen das Begehren der Mutter verleiht, diese vom Kind aufgenommen werden können. Im Begehren der Mutter wird das Kind die Merkmale ausfindig machen, die es als ein Wesen der Sprache kennzeichnen und die seinen Eintritt in die Sprache vorbereiten.

Der Prozess, der dahin führt, beginnt mit einer Spaltung. Das ist der Preis, den der Mensch dafür zahlt, dass er ein sprechendes Wesen ist. Andererseits ist die Spaltung gerade das, was das Sprechen in Gang setzt. Das Subjekt, das in der Theorie Lacans nur auf der Ebene der

- 1 J. Lacan, „Réponse au commentaire de Jean Hyppolite sur la ‚Verneinung‘ de Freud“; in: *Écrits*; Paris: Éd. du Seuil 1966, S. 387 ff.; deutsch: „Antwort auf den Kommentar von Jean Hyppolite über die ‚Verneinung‘ von Freud“; in: *Schriften III*; Weinheim, Berlin: Quadriga Verlag, 3. korrigierte Auflage 1994, S. 207.
- 2 S. Leclaire, „La psychose serait-elle une maladie auto-immune?“; in: *Apertura. Collection de recherche psychanalytique, vol. 10: L'amour du transfert*, S. 155–162.

Sprache verortbar ist, ist ein Effekt dieser Spaltung. Es entsteht, indem im Feld des Anderen³ ein erster Signifikant aufkommt, der für das Subjekt steht. Das ist sozusagen der Beginn des Unbewussten. Mit diesem Signifikanten identifiziert, verschwindet das Subjekt hier erst einmal im Nicht-Sinn. Denn ein Signifikant allein macht keinen Sinn; er sagt nichts und bezieht sich auf niemanden, er ist stumm. Sinn entsteht nur dadurch, dass ein Signifikant sich auf einen anderen bezieht. Indem dieser Signifikant nach einem zweiten Signifikanten ruft, fließt er in die gesprochene Sprache ein, wo er zerstreut in dem Sinn wiederkehrt, der vom Signifikanten produziert wird. Auch hier schwindet das Subjekt wieder, wenn auch auf eine andere Art, denn „[...] wenn das Subjekt irgendwo als Sinn auftaucht, manifestiert es sich anders-wo als *fading*, als ein Schwinden.“⁴

Insofern bewirkt die Entstehung des Subjekts über einen Signifikanten eine Entfremdung. Egal welchen Teil es auch wählt, es verliert immer etwas: sei es, dass es ganz unter dem Signifikanten verschwindet, sei es, dass es den Teil verliert, durch den es entstanden ist. Es ist dazu „verdammt, ausschließlich in jener Teilung aufzutreten“, die sich dadurch auszeichnet, „daß das Subjekt einerseits als durch den Signifikanten produzierter Sinn, andererseits als *Aphanisis* auftritt.“⁵

Lacan zieht hier eine Parallele zum Begriff der (Vorstellungs-) Repräsentanz⁶ bei Freud. So sah sich Freud bei der Ausarbeitung seines Konzepts der Verdrängung gezwungen, eine erste Phase der Verdrängung zu postulieren, die darin besteht, dass der psychischen (Vorstellungs-)Repräsentanz des Triebes die Übernahme ins Bewusste versagt wird. Die (Vorstellungs-)Repräsentanz betrifft das, was niemals bewusst war und auch nicht bewusst werden kann und was sich jeglicher Vorstellung entzieht. Wir befinden uns hier auf der Ebene der Urverdrängung. Auf ihr gründet das, was Freud das Unbewusste genannt hat. Indem Lacan die Theorie der Signifikanten hinzuzieht, präzisiert er, worum es geht: um die Einschreibung eines ersten Signifikantenpaares, welches das Aufkommen von Sinn ermöglicht, und zwar, indem ein Signifikant das Subjekt für einen anderen Signifikan-

3 Gemeint ist der Andere als Ort der Signifikanten – nicht als Person –, der aber von einer Person verkörpert werden kann.

4 J. Lacan, *Le Séminaire XI. Les quatre concepts fondamentaux de la psychanalyse* [1964]; Paris: Éd. du Seuil 1973, S. 199; deutsch: *Das Seminar XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* [1964]; Weinheim, Berlin: Quadriga Verlag, 4. Auflage 1996, S. 229.

5 Ebd., S. 221.

6 S. Freud, „Die Verdrängung“, in: *G.W. X*, S. 250.

ten – der unaussprechbar ist – repräsentiert. Denn der erste Signifikant, durch den das Subjekt in der Sprache aufkommt, ist, wie wir sagten, stumm. Er steht für die Wahrheit des Subjekts: Was ihm auf Grund der Struktur des Signifikanten auf immer entzogen bleibt, ist die Antwort auf sein Sein.

Andererseits ist es gerade das, was dazu führt, dass das Subjekt spricht. Und zwar spricht es, ohne zu wissen, was es sagt. Wir werden davon überrascht, wie von einer fremden Botschaft, die von außen kommt. Das Subjekt meldet sich dort, wo unsere Rede bricht, in einem Versprecher, einem Vergessen, einer Fehlleistung, einem Traum oder im Symptom, das heißt in dem, was Freud die Bildungen des Unbewussten genannt hat. Plötzlich kommt etwas auf, dessen Sinn sich uns entzieht: ein Nicht-Sinn. Und doch ist er signifikant, denn er betrifft das Subjekt in seinem innersten Kern.

Weil das Subjekt, um das es hier geht, der Struktur der Sprache untersteht, muss eine Stelle leer bleiben. Auf der Suche nach einer Antwort können aber Signifikanten an diese Stelle kommen, die das Subjekt für einen anderen Signifikanten repräsentieren. Sie bilden das, was Lacan die Kette der Signifikanten genannt hat. Diese steht für ein nicht gewusstes Wissen, welches das Eigenste in uns betrifft, das uns aber als etwas völlig Fremdes überrascht, in dem wir uns nicht erkennen. Das ist das freudsche Unbewusste.

So kommt die Vorstellung auf, dass das, was uns auf diese Weise begegnet, die Form eines in sich geschlossenen Wissens habe, welches bei einem anderen vermutet wird, z.B. beim Analytiker. Der Analytiker befindet sich dadurch in der Position eines Subjekts, dem ein Wissen unterstellt wird: das *sujet supposé savoir*.⁷ In der Hoffnung, eine Antwort auf sein Leid oder sein Symptom zu finden, wird der Patient sein Sprechen an den Analytiker wenden, bei dem er ein Wissen über sein Sein vermutet.

Es gibt wohl kaum etwas, was das Band zwischen Analytiker und Analysanten stärker knüpft, als diese Vermutung, die den Analytiker praktisch dem Unbewussten gleichsetzt. Es ist die Grundlage, auf der die Übertragung aufbaut. Sie stellt die imaginäre Dimension der Übertragung dar, die Ebene, auf der Liebe und Hass ihre Leidenschaften ausspielen. Ohne die imaginäre Dimension kann die Übertragung in ihrer symbolischen Dimension – über die Bildungen des Unbewussten – nicht ins Spiel kommen. Anders gesagt, ohne Übertragungsliebe oder Hass gibt es keine symbolische Realisierung des Unbewussten.

7 J. Lacan, *Das Seminar XI. Die vier Grundbegriffe ...*; op. cit., S. 244.

Indem der Patient in der Analyse seinen Anspruch an den Analytiker richtet, bei dem er ein Wissen in Bezug auf sein Sein vermutet, können in der Übertragung nach und nach Signifikanten aufkommen, die das Subjekt für einen anderen Signifikanten repräsentieren. Auf diese Weise umranden sie die Leerstelle, die auf das Objekt verweist, das das Subjekt ist, während sie es gleichzeitig in eine Geschichte einschreiben.

Es sei noch kurz gesagt, dass das, was sich da als Nicht-Sinn manifestiert, in der Übertragung sowohl auf der Seite des Analysanten als auch auf der Seite des Analytikers aufkommen kann. Das Unbewusste, um das es hier geht, ist nicht als etwas Individuelles zu verstehen. Es geht vielmehr um einen einzigen Raum, der sich durch ein Sprechen öffnet, das überrascht (weil unerwartet), während es gleichzeitig das Band besiegelt, das beide Teilnehmer verbindet.

Soweit zum Übertragungsraum, so wie er sich in der analytischen Praxis entfaltet, wenn es um eine Neurose geht. Im Fall einer Psychose stehen die Dinge allerdings etwas anders. Nicht, dass es keine Übertragung gäbe. Was sich in der Psychose aber nicht einstellt, ist die Übertragung in ihrer imaginären Dimension, weil der Glaube an ein Subjekt fehlt, das weiß. Das hat damit zu tun, dass in der Psychose die Urverdrängung nicht stattgefunden hat; die Einschreibung dieses ersten mythischen Signifikantenpaares, durch die das Subjekt als ein gespaltenes in der Sprache aufkommt, ist nicht erfolgt. Die Spaltung hat so nicht stattgefunden. Die Psychose impliziert demnach eine Störung auf der Ebene einer ersten Symbolisierung, welche die Konstituierung des linguistischen Zeichens selber betrifft.

Wenn nun dieser Übergang von einem ersten zu einem zweiten Signifikanten nicht gelingt, kann auch keine metaphorische Bewegung aufkommen, die dazu führt, dass der Nicht-Sinn, aus dem das Subjekt entstanden ist, als Nicht-Wissen auf der Ebene der Sprache zirkuliert. Dabei ist das, was die metaphorische Bewegung ermöglicht, der Name-des-Vaters, und dieser fehlt in der Psychose. Wenn der Name-des-Vaters fehlt, kann auch keine Benennung stattfinden.

Wenden wir uns noch einmal dem ersten Signifikanten zu, durch den das Subjekt im Feld des Anderen auftaucht. Er verknüpft das Subjekt in einer ersten Beziehung mit dem Anderen. Insofern steht dieser Signifikant für den Platz, den das Kind beim ersten Anderen hat, den in der Regel die Eltern verkörpern. Auf dieser Ebene spricht das Subjekt noch nicht. Damit die Worte, die vom Anderen kommen, empfangen und aufgenommen werden können, ist es wichtig, so sagten

wir, dass diese von einem Begehren getragen werden. Im Sinne einer Bejahung wird das Kind z.B. bestimmte Worte und Phoneme in sich aufnehmen, während es andere von sich weisen wird. Letztere fallen einer tiefen Verdrängung anheim, den ewigen Grund bildend, aus dem immer wieder neuer Sinn geschöpft werden kann.

Wenn nun die Worte von keinem Begehren getragen werden, wenn die Stimme, die sie vermittelt, flach und hohl klingt, wenn keine Seele sie bewohnt, wird das Kind nicht anders können, als sie von sich zu stoßen. Ohne die Stütze einer ersten Bejahung, die das Tor zur Sprache öffnet, kann es sie nur verwerfen. Die Worte bleiben Fremdkörper, die ohne Bezug zum Subjekt im Leeren kreisen, so dass weder eine Einschreibung des Signifikanten erfolgen noch dieser das Subjekt für einen anderen Signifikanten repräsentieren kann. Auf diese Weise kann auch die metaphorische Bewegung der Substitution nicht aufkommen, die den Prozess der Benennung initiiert⁸ und die Lacans Konzept der Vatermetapher zugrunde liegt.

Indem der Signifikant ausfällt, der den Eintritt in die Sprache ermöglicht, wird sich in der Rede dieser Menschen auch nichts manifestieren, was die Präsenz des Subjekts verrät. Dadurch, dass der Nicht-Sinn, durch den das Subjekt entstanden, nicht auf der Ebene der Sprache zirkulieren kann, wo er Sinn produziert, bleibt auch das Subjekt stumm, von der Sprache ausgeschlossen.

Das „Wissen“ ist hier auf der Seite des Subjekts, doch es weiß nichts davon. Es spricht in ihm, aber der Psychotiker kann sich nicht in dem erkennen, was er sagt.

Während in der Neurose die freie Assoziation dazu führt, dass ein nicht gewusstes Wissen in der Übertragung auftaucht, das sich im Nachhinein als ein immer schon gewusstes herausstellen wird, geht es in der Psychose darum, erst etwas zu produzieren, was noch gar nicht in der Sprache aufgekommen ist. So zeigt der Psychotiker z.B. in seinem Wahn oder mit seinem Verhalten, was nicht auf der Ebene des Sprechens gesagt werden kann. Das Zeigen kann hier als ein Ruf verstanden werden; ein Appell nach Symbolisierung, wo etwas außerhalb der Sprache geblieben ist.

Insofern kann man sagen, dass die Übertragung in der Psychose weniger auf der Ebene des Anspruchs als auf der des Appells aufkommt, wie es bei der Analyse mit ganz kleinen Kindern der Fall ist. Wenn hier eine Frage aufkommt, dann auf der Seite des Analytikers, den die Psychose vor ein Enigma stellt. In der Neurose war es der Pa-

8 Die Vatermetapher führt die Möglichkeit einer Benennung ein, indem der Name (des Vaters) das Begehren (der Mutter) substituiert.

tient, der dem Analytiker ein Subjekt unterstellte „das über ihn weiß“; hier ist es eher der Analytiker, der dem Patienten ein Subjekt unterstellt. Wobei schon der Glaube, dass da ein Subjekt ist, manchmal dazu führen kann, dass ein Subjekt geschaffen wird.

Was damit gemeint ist, soll an einem Beispiel aus der Klinik erläutert werden:

Sie kommt, weil ihr Hausarzt ihr empfohlen hat, eine Psychoanalyse zu machen. Was das ist, weiß sie nicht, es spielt auch keine Rolle. Ihr bleibt sowieso keine Wahl, es sind doch immer nur die anderen, die entscheiden. So auch hier. Ob ich sie nun in Analyse nehme oder nicht, das hängt nicht von ihr ab.

Tatsächlich sind auf meiner Seite große Zweifel vorhanden, ob hier eine psychoanalytische Arbeit möglich ist, und wenn, wie. Sie hat schon mehrmals einen Therapieversuch gemacht. Kaum begonnen, kam es immer wieder zu einem Abbruch. Das Problem war jedes Mal das Sprechen. Sie weiß nie, was sie sagen soll; erst recht nicht, wenn es von ihr erwartet wird. Das macht doch keinen Sinn.

Auch hier geht es ihr so, wobei ihr der Anfang am schwersten zu fallen scheint. Wenn ich sie anspreche, kommt zwar ein Sprechen in Gang, doch bald darauf verstummt sie wieder und schaut stur vor sich hin. Da auch das Schweigen sehr bedrohlich für sie werden kann, beende ich dann die Sitzung.

Trotz dieser scheinbar so frustrierenden Dynamik ruft sie immer wieder an, um einen neuen Termin für ein Gespräch mit mir zu vereinbaren. Vielleicht ist es diese Beständigkeit, mit der sie immer wieder anruft, die mich dazu bringt, ihr doch einen Platz zu geben. So schlage ich ihr schließlich vor, einmal wöchentlich zu mir zu kommen.

Als sie dann regelmäßig kommt, wird die negativistische Haltung, die mir von Anfang an aufgefallen war, nicht weniger, im Gegenteil. Das Sprechen erweist sich weiterhin als das Problem. Sollte sie kurz vorher an etwas gedacht haben, das sie in der Sitzung ansprechen wollte, genügt es manchmal schon, dass sie das Wartezimmer betritt, damit alles wie ausgelöscht ist. Ihr fällt nichts mehr ein, nur noch Leere.

Von freier Assoziation kann unter diesen Umständen keine Rede sein. Da ist auch nichts, was erlauben würde, einen Appell ausfindig zu machen, der auf das Subjekt verweist. Der Appell kommt eher auf der Seite des anderen auf. So frage ich mich: „Wo ist sie?“

Wenn es eine Spur gibt, dann in den Bruchstücken einer Geschichte, die sich auf der Seite des Analytikers (am Ort des Anderen) erst nachträglich zu einer solchen verknüpft, von der das Subjekt jedoch ausgeschlossen bleibt. Es ist eine Geschichte von Abbrüchen. Sowohl in der Ausbildung wie im Beruf, in den Beziehungen wie in der Familie, immer wieder kam es zu einem Abbruch, der nicht die Folge eines subjektiven Akts war, im Sinne eines Schnittes, der Neues aufkommen lässt, sondern der als Äußerung einer willkürlichen Macht erlebt wurde, der die Patientin ohnmächtig ausgeliefert ist. Die Folge war und ist eine zunehmende Reduzierung des beruflichen und sozialen Umfelds. Die Tage der Patientin verlaufen eintönig und belanglos, während ihr Lebensraum immer enger wird. Wünsche, wo vorhanden, können nicht verwirklicht werden, nicht zuletzt, weil auch die finanzielle Ebene von der allgemeinen Reduzierung betroffen ist. Alles erscheint mit dem Zeichen einer unüberwindbaren Unmöglichkeit gekennzeichnet.

Sie ist mit ihrem Leben nicht zufrieden, so ein Leben will sie nicht. Und doch kann sie sich nicht vorstellen, wie sich etwas verändern sollte.

Zu den Sitzungen kommt sie regelmäßig und pünktlich. So ist es auch diesmal. Wie so oft, begrüße ich sie, während ich ein paar Worte im Sinne einer Bestätigung sage. Sie geht kurz darauf ein, um anschließend in Schweigen zu verharren. Ganze fünfzehn Minuten sitzt sie diesmal stumm da, den Blick auf den Boden gerichtet, bis sie schließlich mit der Bemerkung aufsteht: „Ich gehe lieber, das bringt heute nichts.“ Als sie an der Türe ankommt und mir die Hand reicht, sagt sie plötzlich: „Ihre Pflanzen stehen total im Dunkeln.“ (Gemeint sind die Pflanzen im Wartezimmer.) Etwas ungehalten über das, was ein Vorwurf an mich sein könnte, schießt es daraufhin aus mir heraus: „Es sind Schattenpflanzen!“

Völlig überrascht über meine eigenen Worte mache ich die Tür hinter ihr zu. Was habe ich da gesagt? Schattenpflanze, ist sie das nicht selber? Sie, die immer im Schatten der Zwillingsschwester stand, sie, die Zweite, die nach der Schwester auf die Welt kam, als die Eltern niemand mehr erwarteten? Der Blick der Mutter galt dann auch nur der Schwester, diese war das Licht ihrer Augen gewesen. Für sie, die Patientin, war kein Blick übrig.

Ein Name kommt auf: Schattenpflanze. Geht es um eine Benennung?

Erst dadurch, dass ein zweiter Signifikant hinzukommt, der den ersten ersetzt, entsteht die Möglichkeit einer Benennung. Das ist die

Funktion des Signifikanten des Namen-des-Vaters. Er steht für das, was sich jenseits der Mutter befindet und auf das ihr Begehren gerichtet ist. Aus diesem Grunde spricht Lacan vom Namen-des-Vaters. Nicht, dass der Name-des-Vaters selber etwas benennen würde; er ist das, was kraft einer Vokabel – z.B. Schattenpflanze – all die Namen vereint, die, in der Sprache zerstreut, das repräsentieren, was das Subjekt im Verhältnis zum Begehren der Mutter ist.

Im Fall dieser Patientin fehlt dieser Signifikant. Dadurch kann auch die metaphorische Bewegung nicht stattfinden, die durch diesen Signifikanten eingeführt wird. Nun ist die Bedingung für das Gelingen der Metapher die Urverdrängung. Das scheint bei dieser Patientin nicht stattgefunden zu haben.

Es ist, als wenn die Realität offen vor ihr läge: „Das sieht man doch.“, ist eine ebenso häufige wie auch ungeduldige Bemerkung von ihr. Wenn man alles sieht, wenn nichts verdrängt ist, macht das Benennen keinen Sinn.

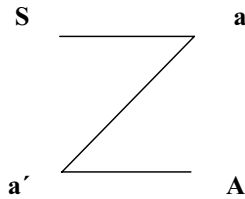
Schattenpflanze – der Name, der hier fällt, kommt dann auch bei einem anderen auf: Es ist die Person des Analytikers, die ihn ausspricht. Das Subjekt bleibt davon ausgeschlossen. Um der Dynamik zu folgen, die hier stattfindet und als deren Effekt dieser Name aufkommt, wollen wir uns wieder einem Stück Theorie zuwenden:

Im Sprechen, so Lacan, empfängt das Subjekt seine eigene Botschaft in umgekehrter Form.

Wenn ich z.B. zu jemandem sage: „Du bist mein Mann.“, dann sage ich damit implizit: „Ich bin deine Frau.“ Ich setze damit den anderen in eine Position, von der aus er mich anerkennen kann. Doch im Grunde richte ich mich, jenseits des anderen, der vor mir ist, an den Anderen der Sprache. Vor ihm lasse ich mich anerkennen, wenn ich zum anderen im Sinne des Nebenmenschen spreche.

Weil wir sprachliche Wesen sind, können wir nicht anders, als in indirekter Form von uns zu sprechen. Das ist es, was Lacan versucht hat, mittels eines Schemas darzustellen, dem Schema λ .⁹

9 J. Lacan, „D’une question préliminaire à tout traitement possible de la psychose“; in: *Écrits*; Paris: Éd. du Seuil 1966, S. 548; deutsch: „Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psychose vorausgeht“; in: *Schriften II*; Weinheim, Berlin: Quadriga Verlag 1991, S. 81.



Links oben befindet sich S, das Subjekt, als solches nicht aussprechbar, doch über Signifikanten artikulierbar. Links unten a', das Ich, dessen Form sich im kleinen anderen spiegelt, welcher hier mit a gekennzeichnet ist, und schließlich rechts unten A, der Andere der Signifikanten sowie der Ort, von dem aus sich die Frage nach seiner Existenz an das Subjekt richten kann. Dieses ist nur über einen Umweg möglich, der über das Ich geht, und zwar indem das Ich (a') zu einem anderen (a) vom Subjekt (S) spricht, und zwar in dritter Person.

Dieser Kreislauf ist in der Psychose gestört, weil hier die zwei Achsen der Kommunikation, die imaginäre Achse a – a' und die symbolischen Achse S – A, nicht miteinander verknüpft sind. Die Folge ist, dass auch die Kommunikation zwischen S und a', das heißt zwischen Subjekt und Ich, unterbrochen ist. So empfängt das Subjekt seine eigene Botschaft nicht in umgekehrter Form, indem es mit seinem Ich zu einem anderen spricht, sondern es empfängt sie im anderen, der es selbst ist, im Widerschein des Spiegels. Da die beiden Achsen nicht miteinander verknüpft sind, ist der Andere nicht, wie in der Neurose, jenseits des Partners, sondern jenseits des Subjekts. Der Andere der Signifikanten, der Andere, der für das Unbewusste steht, ist in der Psychose so nicht vorhanden. Das Subjekt kann hier seine eigene Botschaft nicht in umgekehrter Form vom Anderen empfangen, aber es kann seine Existenz indirekt über eine Anspielung andeuten. Weil auch die Patientin der Struktur der Sprache unterstellt ist, kann sie nur auf indirekte Weise vom Subjekt sprechen. In diesem Sinne könnten *Pflanzen, die im Dunkeln stehen*, eine Anspielung auf *Schattenpflanze* sein.

Wenn die Patientin sagt: „Ihre Pflanzen stehen total im Dunkeln.“, hallt es „Schattenpflanze!“ vom Platz des kleinen anderen zurück. Das heißt, dass der Analytiker hier vom Platz des Spiegelanderen aus interveniert. Aber dadurch, dass hier etwas ausgesprochen wird, kann es auch am Ort des Anderen gehört werden. Was davon zeugt, ist meine Überraschung. Doch auch wenn etwas in Bezug auf die Wahrheit des Subjekts am Ort des Anderen gehört werden kann, auf der

Seite der Patientin bleibt das Subjekt weiterhin davon ausgeschlossen. Sie kann sich nicht darin erkennen, sie hat keinen Zugang zum Subjekt. Nur über den Spiegel ist der Zugang zum Subjekt möglich. Wenn keine Verknüpfung über den Spiegeleren stattfindet, der ich bin, bleibt das Subjekt abgetrennt vom Ich. Bis in diesem Fall eine Verknüpfung stattfinden kann, so dass sich etwas vom Subjekt einschreibt, ist es noch ein langer Weg.

Was zunächst folgt, ist ein Vergessen. Die Patientin erscheint nicht zu ihrem nächsten Termin; es ist das erste Mal, dass sie ihren Termin völlig vergisst. Dann ein An-Ruf: „Kann ich zu ihnen kommen?“ Diesmal bittet sie um einen zusätzlichen Termin. Zum ersten Mal wendet die Patientin sich in ihrer Not an den Ort, der ihrem Sprechen gilt. Am Vortag war es zu einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Nachbarn gekommen, bei der man auf beiden Seiten handgreiflich geworden war. (Wie sich im Nachhinein erweisen sollte, war diese Situation der Anfang einer vorübergehenden paranoiden Episode, die nach einiger Zeit wieder ganz abklang.)

Ein Vergessen, ein Appell. Eine Spur, die auf das Subjekt verweist, die, kaum aufgekommen, sich bald wieder im Sande zu verlaufen scheint. So folgen Stunden endlosen Schweigens, durch kurze Bemerkungen unterbrochen wie: „Es ist zu dunkel.“, oder „zu hell“, „zu warm“, „es riecht komisch“, oder „es stinkt.“ Und am Ende der Sitzungen immer wieder die gleichen Bemerkungen: „Sprechen bringt nichts.“ – „Es bleibt doch alles nur an der Oberfläche, ohne mich zu berühren.“ – „Ich kann ja doch nichts ändern.“

Die Tatsache, dass sie während all dieser Zeit trotzdem weiterhin regelmäßig zu ihren Sitzungen kommt, ist die einzige Spur, die darauf verweist, dass da ein Appell ist. Als das Sprechen schließlich gar nicht mehr zu gehen scheint und der Negativismus einen immer größeren Raum in der Kur einzunehmen droht, mache ich ihr eines Tages den Vorschlag, Ton als Ausdrucksmittel hinzunehmen. In diesem Zusammenhang entstand eine Sequenz von drei Figuren, welche der Reihe nach ein eingerolltes Blütenblatt, ein Gesicht und eine schöne Blüte in Form einer Hibiskusblume darstellten. Auf dem Gesicht waren weder Augen noch Mund zu sehen.

Ich habe mir die Frage gestellt, ob das Gesicht hier nicht etwas zeigt, für das es keine Worte gibt, im Sinne von: Wenn Augen und Mund fehlen, kann auch keine Beziehung zum Anderen geknüpft werden, durch die das Subjekt in die Sprache eintritt. Die Worte blei-

ben leere Worte, die auf der Oberfläche treiben: „Sprechen bringt nichts.“

Als ich der Patientin das Material reichte, während ich: „das ist Ton.“, hinzufügte, fiel mir die Vieldeutigkeit dieses Wortes in der deutschen Sprache ein. Ist doch der Ton auch das Element der Sprache, welches die Ebene der reinen Klanghaftigkeit impliziert. Jenseits jeglicher Bedeutung, steht er für den materiellen Aspekt des Signifikanten. So bezeichnet der Laut „Ton“ beide Male etwas, das dem Schöpfungsakt zugrunde liegt: sei es der Schöpfung von Bedeutung, sei es der Schöpfung eines Objekts. In diesem Fall bestand der Schöpfungsakt im Hervorbringen einer Serie, die in einer schönen Blüte mündete. Auf der Innenseite der Blüte waren übrigens ganz feine Striche eingeritzt, die die Staubgefäße darstellen sollten. Sie erinnerten an eine Geheimschrift. Geht es um einen Versuch, etwas vom Subjekt einzuschreiben? Das wäre eine Einschreibung in der Art eines Mythos. Könnte man also sagen, dass es hier um die Geburt eines Subjekts geht, die auf der Ebene des Mythos stattfindet?

Der Mythos ermöglicht, dass etwas von der Wahrheit des Subjekts über einen bildhaften Ausdruck symbolisch artikuliert werden kann. Das betrifft eine spezifische Aktivität an der Grenze zwischen Imaginärem und Symbolischem, wie sie der Dynamik des Traums zugrunde liegt.

Die Hibiskusblüte geht übrigens nur bei Tageslicht auf. Könnte man auch sagen, es sei der Mythos einer schönen Blüte, die sich nur öffnen kann, wenn das Licht der Sonne auf sie scheint? Nun sagt Lacan, „daß der Blick das Instrument darstellt, mit dessen Hilfe das Licht sich verkörpert [...]“. ¹⁰ Das heißt, dass das, was mich im Sichtbaren bestimmt, der Blick ist, denn durch ihn „trete ich ins Licht [...]“. ¹¹ Und genau das ist es, was an der Wiege der Patientin, so die Legende, gefehlt haben soll: der Blick der Mutter.

Im Spiegelbild verknüpft sich das Symbolische mit dem Realen des Körpers über ein imaginäres Bild. Diese Begegnung kann in der Psychose nicht stattfinden, weil auf der Ebene des Symbolischen der Name des Vaters fehlt, der diese Verknüpfung möglich macht. Damit eine Begegnung stattfinden kann, müssen hier andere Wege gefunden werden. In diesem Fall war es ein Weg, der, ausgehend von einer Benennung – *Schattenpflanze* –, über das Material Ton zu einer Hibiskusblüte führte.

10 J. Lacan, *Das Seminar XI. Die vier Grundbegriffe* ...; op. cit., S. 113.

11 Ebd.

Doch die Benennung kam auf der Seite des Analytikers auf.

Indem dieser antwortet, mit seinem Ich antwortet, ist die imaginäre Ebene betroffen, die Achse der Kommunikation, die von a' zu a geht. Es ist die Ebene, auf der die Gegenübertragung stattfindet, die dem Analytiker nur unter der Bedingung dienlich sein kann, dass er sich nicht in ihr verfängt, d.h. dass er das imaginäre Spiel nicht realisiert.¹²

Und genau das ist es, was hier passiert: Für einen Moment lasse ich mich in das Spiel hineinziehen. Gleichzeitig ist es aber auch das, wodurch ein Prozess in Gang kommt, der dazu führt, dass eine Verknüpfung stattfinden kann. Das, was den Prozess hier initiiert hat, scheint dabei ein Fauxpas, eine Fehlleistung auf der Seite des Analytikers gewesen zu sein. Es ist die Frage, ob der Prozess durch diesen Fauxpas initiiert wurde, oder ob er nicht vielleicht schon Teil eines Übertragungsgeflechts ist. Könnte es z.B. sein, dass die Patientin die Person des Analytikers in Anspruch genommen hat, um etwas zu benennen, was von der Sprache ausgegrenzt ist? In diesem Sinne kann man sich auch fragen, ob der Benennung nicht die Funktion eines Übergangsobjekts¹³ zukommen könnte, wie ihn z.B. ein Bettzipfel haben kann, der den Substitutionsprozess der Objekte beim kleinen Kind einleitet.

In ihrem Buch *La folie Wittgenstein*¹⁴ zeigt die Analytikerin Françoise Davoine, dass ein Fauxpas manchmal die einzige Möglichkeit sein kann, etwas von dem zu zeigen, was außerhalb der Symbolisierung geblieben ist. So ist es z.B. im Fall jenes Patienten, der eine ganze Sitzung damit verbrachte, seine Analytikerin davon zu überzeugen, dass es sein größter Wunsch sei, schwanger zu werden. Zu der Zeit wünschte sich die Analytikerin selber ein Kind. Als sie dann eine Woche später erfuhr, dass sie tatsächlich schwanger war, teilte sie in einem Moment, in dem sie sich allein in ihrer Praxis wähnte, einer Freundin die gute Nachricht am Telefon mit, wobei sie nicht an Einzelheiten in Bezug auf die anatomischen Veränderungen, die sich in der Schwangerschaft ergeben, sparte. Plötzlich vernahm sie im Wartezimmer nebenan ein Hüsteln, welches ihr die Präsenz des Patienten verriet. Ausgerechnet an diesem Tage war dieser eine Stunde früher

12 J. Lacan, *Le Séminaire IV. La relation d'objet* [1956/57]; Paris: Éd. du Seuil 1994, S. 108; deutsch: *Das Seminar IV. Die Objektbeziehung* [1956/67]; Wien: Turia + Kant 2003, S. 124.

13 Diesen Gedanken verdanke ich Michael Meyer zum Wischen.

14 F. Davoine, *La folie Wittgenstein* (1991); Paris: E.P.E.L. 1992.

eingetroffen, und da die Tür zum Praxiszimmer nur leicht angelehnt war, hatte er das ganze telefonische Striptease, so die Worte der Autorin,¹⁵ mitgehört. Als sie es bemerkte, war ihre Verblüffung groß; sie vermochte kein Wort mehr herauszubringen. Der Patient war seinerseits empört über den Dilettantismus seiner Analytikerin. Wütend verließ er den Raum, während er ausrief: „Und das nennt sich Analytiker!“

Wenn es auch den Eindruck macht, als befände man sich in einer Sackgasse, so wird sich im Nachhinein herausstellen, dass es sich hier um einen wesentlichen Moment der Übertragung in der Kur mit psychotischen Patienten handelt. Die Autorin spricht in diesem Zusammenhang von einer *psychotischen Übertragung*, die sich dadurch auszeichnet, dass die Plätze in Bezug auf Analytiker und Analysant hier nicht feststehen, sondern abwechselnd vom einen oder vom anderen der beiden Teilnehmer in einer Dynamik besetzt werden, die äußerst schnell wechseln kann. Letztendlich geht es bei dieser Art von Übertragung weder um den einen noch um den anderen, sondern um das Subjekt in seiner archaischsten Version: ein Wesen ohne Eigenschaften, das auf eine Erfahrung wie diese wartet, um zum Sprechen zu kommen.

Was bei diesem Patienten zum Sprechen kam, bezog sich auf einen Aspekt seiner Familiengeschichte, der ab einem bestimmten Zeitpunkt aus dem Sprechen der Familienmitglieder völlig ausgestrichen worden war. So brachte der Patient kurz nach dieser Episode mit dem Telefongespräch ein Blatt Papier in die Sitzung, auf das er etwas gezeichnet hatte. Die Zeichnung stellte das Objekt seiner angeblichen Schaulust dar: das Gebäude von gegenüber (der Patient konnte stundenlang hinter geschlossenen Jalousien wie gebannt am Fenster sitzen, um im Gebäude gegenüber Frauen beim Entkleiden zu erspähen). Das Ganze sah aus wie ein Schachbrett, auf dem in einzelne Felder etwas hineingekritzelt worden war, das die Frauen beim Auskleiden darstellen sollte, was bei der Analytikerin jedoch eher den Eindruck von gefolterten Gestalten erweckte. Dabei fällt ihr auf, dass die Zahl der auf diese Weise bekritzelten Felder neun ist. Als sie es dem Patienten sagt, fällt diesem dazu „*Neunfeld*“ ein, der Name des Dorfes, aus dem seine Großmutter kam. Es wurde während des Krieges zerstört; die Großmutter hat dort ihren ersten Mann und ihre kleine Tochter verloren. Das alles passierte lange, bevor der Patient auf die

15 Ebd., S. 62.

Welt kam. Obwohl das Dorf auf der anderen Seite der Grenze liegt, ist die Großmutter nie wieder dorthin gegangen. Sie hat in Frankreich wieder geheiratet, wo die Mutter des Patienten zur Welt gekommen ist. Die Großmutter hat nie von diesen Dingen gesprochen.

In der Kur kommt ein Name auf, der aus dem Sprechen der Großmutter ausgegrenzt worden war: *Neunfeld*. Die Erwähnung dieses Namens ist seitdem in der Familie unmöglich geworden. Nicht nur, dass hier der Name als Werkzeug der Benennung zerstört wurde; der Benennungsprozess als solcher wurde dadurch blockiert, mit verheerenden Wirkungen auf die nachkommenden Generationen. Verworfen, *for-clos*,¹⁶ vom Kreislauf des Sprechens ausgeschlossen, kann er nur in der Art eines Phantoms im Realen zurückkehren. Auf der Suche nach einer Benennung trifft das Subjekt auf unverständliche Zeichen. Im Fall des Patienten kommen sie vom Gebäude gegenüber, in der Gestalt von Frauen, die sich entkleiden. Diese scheinen darauf hinzuweisen, dass es da etwas gibt, was nach einer Benennung sucht, z.B. *Neunfeld*. Aus dem Gedächtnis ausgegrenzt, ist dieser Name unaussprechbar geworden.

„Es sind Namen von Ländern, die eines Tages von der Landkarte gestrichen wurden, oder von verwaisten Häusern, von nicht eingehaltenen Verpflichtungen; Katastrophen, die durch dieses Schweigen irren, welches die Kinder aufnehmen (speichern).“,¹⁷ sagt F. Davoine in diesem Zusammenhang. Was bleibt, sind „*abgezogene Eindrücke* [...] und sie produzieren sich dort, wo das Werkzeug des Namens zerbricht, und es zerbricht jedes Mal wieder an der gleichen Stelle, an diesen unausdrückbaren Eindrücken.“¹⁸

Genau diese Stelle scheint die Analytikerin nun beim Patienten geweckt zu haben, als sie ihn, ohne es zu wissen, an einem Telefongespräch teilnehmen lässt, bei dem sie eine schwangere Frau in Szene setzt. Worauf sich der Zustand des Patienten erst einmal verschlech-

16 In Anlehnung an das Konzept der *forclusion*, mit dem Lacan einen spezifischen Mechanismus in der Psychose bezeichnet, der darin besteht, dass ein wesentlicher Signifikant aus dem symbolischen Universum des Subjekts verworfen ist.

17 F. Davoine, *La folie Wittgenstein*; op. cit., S. 68: „Ce sont des noms de pays un jour rayés de la carte, ou de maisons déçouées, d’engagements trahis, de catastrophes qui errent à travers ces silences que les enfants enregistrent [...]“. [Übersetzung C.B.].

18 Ebd.: „[...] *impressions rétranchées* [...] et qui se produisent là où l’outil de mots casse, où il recasse toujours au même endroit, sur ces impressions inexprimables.“ [Übersetzung C.B.].

tert. In seiner Verzweiflung versucht er, das Motiv seines Leidens in einer flüchtig hingekritzelten Zeichnung darzustellen. Dadurch, dass er diese in seine Analyse bringt, öffnen sich die Tore, die *Neunfeld* aus der Verbannung holen, so dass der Name wieder in den Kreislauf der Sprache kommen kann.

Welche Verknüpfung besteht nun zwischen der schwangeren Frau, die hier auf der Seite der Analytikerin zur Schau gestellt wird, und den „Frauen“ auf der Zeichnung, die an gefoltete Gestalten erinnern? Und welche Verbindung könnte es zwischen dem, was beim Analytiker über einen Fauxpas aufkommt, und dem verlorenen Teil der Geschichte einer früheren Generation geben? Indem die Autorin diesen Fragen nachgeht, wird sich herausstellen, dass das, was die Verbindung hergestellt hat, wiederum eine traumatische Stelle ist. Diesmal jedoch betrifft sie die Geschichte des Subjekts auf der Seite des Analytikers.

Ein anderer Analytiker, Serge Leclaire, hat meiner Meinung nach die Worte gefunden, die beschreiben, worum es in solchen Momenten unserer analytischen Arbeit mit Psychosen geht:

„Dem, der sich im Durcheinander der Ruine des Symbolischen verirrt, in der jede signifikante Verankerung zerstört ist, können wir nur antworten, indem wir die Erinnerung von dem auftauchen lassen, was unser Durcheinander war, und in unserem Gedächtnis jene Lücke zum Vorschein kommen lassen, die Garant von Hoffnung und Quelle unseres Begehrens ist.

Nur von den Rändern unseres verdamnten (versagten) Teils können wir versuchen, Worte zu spannen, damit wenigstens die Musik der Worte gehört wird, die sie beseelt, und vor allem, damit ihr körperliches Gewicht empfunden wird.

Scheinbar weit fort von dem, was den Übertragungsraum innerhalb des psychoanalytischen Rahmens regiert, ist es ein willentliches Ins-Spiel-Bringen unserer Worte, eines Teils unseres individuellen Mythos, den wir in diesem Fall aufrechtzuerhalten haben, damit sich wieder ein Wortband knüpfen und ein Wortgeflecht weben kann.

Und dennoch, wenn man beide Situationen mit Achtsamkeit bedenkt, ist es der gleiche radikale Anspruch, den wir am Werk finden, derjenige, der einen wahren Raum des Sprechens ermöglicht.“¹⁹

19 S. Leclaire, „La psychose serait-elle ...?“; op.cit., S. 161: „À celui qui se perd dans le désarroi de la ruine du symbolique, dans le désastre de tout ancrage signifiant, nous ne pouvons répondre qu'en laissant surgir le souvenir de ce que fut notre désarroi et affleurer ce trou de notre mémoire garant de l'espoir et source de désir.

Was die Übertragung betrifft, geht es also um das gleiche Phänomen, sowohl in der Neurose als auch in der Psychose. Die Frage ist nur, wie es zur Übertragung kommt. Darin besteht meines Erachtens der Unterschied.

In der Neurose ist es die Übertragungsliebe, die auf imaginärer Ebene die eigentliche Übertragung einleitet, nämlich diejenige, die das Symbolische anvisiert: Indem der Patient in einer Analyse seinen Anspruch an den Analytiker richtet, bei dem er das *sujet supposé savoir* vermutet, können in der freien Assoziation Signifikanten aufkommen, die das Subjekt repräsentieren (für einen anderen Signifikanten).

Das funktioniert auch, wenn der Analytiker mal nicht ganz bei der Sache ist, wie in dem Beispiel von Leclaire,²⁰ wo der Patient wie üblich redet, während der Analytiker schweigt. An dem Punkt angekommen, an dem der Analytiker die Sitzung zu beenden pflegt, beendet der Patient dieses Mal selber die Sitzung und verabschiedet sich mit denselben Worten, die der Analytiker immer zu sagen pflegte, ohne dass der Analytiker sein Schweigen unterbricht. Wie sich im Nachhinein herausstellt, ist dieser während der Sitzung gestorben. Das Imaginäre war hier offensichtlich beim Patienten hinreichend verankert, um die Übertragung zu leisten, d.h., um das Reale zu überbrücken.

Anders in der Psychose. Der psychotische Patient braucht die Präsenz des Analytikers in einem ganz anderen Maße, damit Übertragung aufkommen kann. Indem bei ihm die symbolische Achse der Kommunikation nicht mit der imaginären verknüpft ist, ist er auf die Hilfe eines anderen angewiesen, um eine imaginäre Brücke zum Symbolischen herzustellen. Denn, wie wir schon sagten, nur über die imaginäre Dimension der Übertragung kann etwas vom Symbolischen ins Spiel kommen, d.h. übertragen werden; nur über das Imaginäre ist ein

Ce n'est que des bords de notre part maudite que nous pouvons tenter de tendre des mots afin qu'au moins soit entendue la musique du désir qui les anime, et surtout, perçu leur poids de corps.

Bien loin apparemment de ce qui régit l'espace transférentiel dans le cadre psychanalytique, c'est une mise en jeu délibérée de nos mots, d'une part de notre mythe individuel que nous avons, en l'occurrence, à soutenir pour que puisse se renouer un lien de mots et se tramer un tissu de paroles.

Et pourtant, à considérer les deux espaces avec attention, c'est la même exigence radicale que nous trouvons à l'œuvre, celle de donner lieu à une véritable espace de parole.“ [Übersetzung C.B].

- 20 S. Leclaire, *Démasquer le réel. Un essai sur l'objet en psychanalyse*; Paris: Éd. du Seuil, 1971; deutsch: *Das Reale entlarven. Das Objekt in der Psychoanalyse*; Olten: Walter-Verlag 1976.

Zugang zum Symbolischen möglich. In der Analyse mit psychotischen Patienten ist es oft der Analytiker, der die Funktion des Imaginären herstellt, indem er sich mit seinem Ich einbringt, wie es die oben aufgeführten klinischen Beispiele zeigen.

Wenn wir nun versuchen, diese Dynamik über das Schema λ darzustellen, erhalten wir eine Ahnung von der Verflechtung, die sich auf der Ebene des Imaginären dadurch ergibt, dass der Analytiker in einem Moment der Kur praktisch einem Teil der Struktur ersetzt, der beim Psychotiker nicht in Funktion ist. Um es noch einmal mit Leclaire zu sagen: „Nur von den Rändern unseres verdammtens Teils können wir versuchen, Worte zu spannen, damit wenigstens die Musik der Worte gehört wird, die sie beseelt, und vor allem, damit ihr körperliches Gewicht empfunden wird.“²¹

Vor allem im Fall der Schizophrenie, wo es um eine Subjektivität geht, die sich jeglicher imaginären Identifizierung zu entziehen scheint, kann es in einem Moment der Kur z.B. wichtig sein, dass der Analytiker etwas von der Dimension seines Ichs einbringt. Das heißt jedoch keinesfalls, dass er sich mit dem Patienten identifizieren soll; denn dann liefe er Gefahr, in dessen Wahn hineingezogen zu werden, womit jegliche Arbeit am Subjekt unmöglich würde. Geht es bei der Übertragung in der Psychose doch gerade darum, den Zugang zur Subjektivität wiederherzustellen.

21 S. Leclaire, „La psychose serait-elle...?“; op. cit., S. 161.